

BESPRECHUNGEN

Christliche Existenz

KÄMPCHEN, Martin: *wahrhaftig sein*. 7 Schritte zur Lebenskunst. Ostfildern: Patmos 2016. 140 S. Gb. 14,99.

„Gern wäre ich Mönch geworden und besuchte Klöster mehrerer Orden in Österreich, Deutschland und später in Indien. Doch lernte ich, dass ein von außen reglementiertes Leben meiner Entfaltung als kreativer Mensch nicht förderlich wäre. Ich brauchte die Freiheit, mir meine eigene Disziplin aufzuerlegen. Um sie habe ich ein Leben lang gekämpft und kämpfe bis heute.“ (8) Ob, wäre er Ordensmann geworden, jemals dieses Buch entstanden wäre? Es gehört wahrlich nicht ins Regal erbaulicher Lebenshilfe-Literatur, die zurzeit en vogue ist. „Lebenskunst“ ist zwar ein Zauber- und ein Sehnsuchtswort geworden. Aber die Annahme, es genügte dafür sieben Schritte (oder mehr oder weniger), die lediglich wie eine Betriebsanleitung abzarbeiten wären, mündet in einer Illusion.

Martin Kämpchen (* 1948), der seit 1973 in Indien lebt, wird oft als Grenzgänger zwischen Ost und West, zwischen christlicher Lehre und indischer Philosophie, charakterisiert. Er ist jedenfalls ein Sucher, einer, den Fragen umtreiben, seit seiner Studienzeit in Wien: *Wie soll ich leben? Wie lebe ich richtig? Was muss ich tun, um mein Leben zu erfüllen?* Diese Fragen begleiten ihn durchs Leben. Sie sorgen für Unruhe, wollen Antwort finden. Und daran lässt er hier teilhaben.

Alle sieben Kapitel, bis auf das über Freundschaft, gehen auf Vorträge zurück, die wiederholt gehalten wurden. Fünf von ihnen

wurden später in verschiedenen Zeitschriften (zwei davon in den „Stimmen der Zeit“) veröffentlicht – und werden hier, in überarbeiteter oder erweiterter Form, noch einmal einer breiteren Lesergemeinde zugänglich gemacht: Einfachheit, Glück und Wahrhaftigkeit, Muße, Trauer und Versöhnung, Freundschaft, Dankbarkeit, Erinnern und Vergessen – eingerahmt von Vorwort (7-11) und Nachbemerkung (137).

Es sind, nach meinem Dafürhalten, wunderbare Meditationen, leicht lesbar, obwohl sie schwere Lebensthemen anschlagen, sehr persönlich, aber nicht missionarisch ausgerichtet. Die Texte zwingen nicht, sie laden ein – und wer sie gelesen hat, wird trotzdem seinen oder ihren eigenen Weg suchen, finden und gehen müssen. Manche Beobachtungen und Erfahrungen lösen vielleicht déjà-vû-Erlebnisse aus. Sie kommen einem bekannt vor, so oder so ähnlich.

Zwei Texte haben mich eigens berührt, der über Trauern und Versöhnung sowie der (ganz neue) über Freundschaft. Der Brauch in Indien, die Fußsohlen Verstorbener mit roter Farbe, der heiligen Farbe des Glücks, zu bestreichen und auf ein Stück Papier zu drücken, den Abdruck zu rahmen und hinter Glas zu hängen, ist faszinierend beschrieben (vgl. 71) – das bleibt, wohingegen der Leichnam zerstört, verbrannt und dann verstreut wird.

Der Text über Freundschaft (85-98) ist eine eigene Perle: „Heutzutage heißen Freunde ‚Followers‘ oder ‚Friends‘ und bevölkern die sozialen Medien. Man kennt ihre Anzahl, aber keine Gesichter.“ (85) Oder,

über Freundschaft im modernen Leben: „Das ist wesentlich: *Sie verlieren sich nicht aus den Augen*. Sie leben so, als sei der andere Freund immer neben ihm oder neben ihr.“ (90) Der rechte Abstand ist dabei ebenso wichtig und entscheidend wie Treue: „Treue sagt: Ich bin da! Ich verändere mich nicht!“ (96) Hier räumt Kämpchen ein, man könne diese Auffassung als „allzu idealistisch“ empfinden: „Ich bekenne, das Kapitel hat einen beinahe hymnischen Klang. Aus ihm spricht eine *Sehnsucht nach Freundschaft*, die ich vermutlich mit vielen Menschen teile. Sie ist ein Mittel, das uns von vielen Giften der modernen Wirklichkeit heilen kann.“ (96)

Wie gesagt: Die hier vorgelegten Schritte sind keine „Betriebsanleitung“ für ein gelingendes Leben. Aber sie greifen Themen auf, die christliche Existenz ausmachen und bereichern können. *Andreas R. Batlogg SJ*

WECHSLER, Fridolin: *Menschen von Gottes Farbe*. Luzern: rex / Stuttgart: Katholisches Bibelwerk 2016. 208 S. Gb. 19,95.

Ein bemerkenswertes geistliches Buch, das das lebendige Ringen mit Gott lebensgeschichtlich thematisiert: Fridolin Wechsler hat zehn spirituelle Biografien von Gott suchenden Frauen und Männern veröffentlicht. Er selbst promovierte 1973 über Romano Guardini, dessen Seligsprechungsverfahren im Sommer 2016 angekündigt worden ist. Damit wird jahrelange Quellenarbeit über die Schriften zweier jüdischer Frauen (Edith Stein und Simone Weil), beide Opfer des Nationalsozialismus, und über die Werke von acht Männern einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Durchgehendes Anliegen ist es, heutigen Gottsuchern in unübersichtlicher und widersprüchlicher Zeit Leitbilder bereit zu stellen, die nach Spuren Gottes in der Welt Ausschau halten. Menschen werden porträtiert, die der Gottferne

und dem Schweigen Gottes standgehalten haben ohne Bitternis!

Das Buch beginnt mit dem Weg des mittelalterlichen Mystikers *Johannes Tauler* (1300-1361), der Gottes Abwesenheit ebenso erfuhr wie sein Wirken in der Welt: „Gott lebt, webt und wirkt in der Seele“, die den Menschen „gottfarben“ (20) werden lässt. Bei der erstaunlich dokumentierten Schilderung des schweizerischen Heiligen *Niklaus von Flüe* (1417-1487), dessen 600. Geburtstag Anlass gibt, über „Mehr Ranft“ nachzudenken, geht es um die Weise der Ganzhingabe an Gott. Von Flüe kann es – in mittelalterlicher Frömmigkeit – nur unter ganzlichem Verzicht auf weltliche Ämter, nur in der Loslösung von der Familie (freilich mit dem Ja Dorothees) und schließlich im Verzicht auf die Nahrung des Leibes, um „ganz dir zu eigen (zu) sein“ (40). Noch nichts ist von der neuzeitlichen Spiritualität des Basken Ignatius von Loyola zu spüren mit dessen Devise „Gott in allen Dingen zu suchen“, aber das Zeugnis des Bruder Klaus „greift“ und ist aktueller denn je.

Recht dramatisch nimmt sich die Gottsuche beim rebellischen Jesuiten *Friedrich Spee* (1591-1638) aus. Weit ab vom damaligen Mainstream begleitete er selbst Hexen geistlich und verfasst die berühmt gewordene *Cautio criminalis* („Rechtliche Bedenken gegen die Hexenprozesse“: 48), ohne freilich Gehör zu finden. Seine barocken Liedtexte mit etlichen gefühlvollen Bildern aus der „Trutznachtigall“ gehören zum Liedschatz der Kirche.

Blaise Pascal (1623-1662) fand Gott nicht im philosophischen Denken seiner Zeit, sondern im Ge-Denken der Heilsgeschichte. Gott war für ihn wie „Feuer“ – „der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs“ (Ex 3,6); der Gott der Geschichte brachte ihm „Gewissheit, Empfinden, Freude und Friede“ (64). Der große anglikanische Priester, Theologe und spätere römisch-katholische Kardi-

nal *John Henry Newman* (1801-1890) wird in seinen Werken und Gebeten gewürdigt. Beispiel: „Die Nacht ist tief, noch ist die Heimat weit, führe du mich an!“ (91). Bei Papst *Johannes XXIII.* wird die Gottsuche in der heiteren Gelassenheit und in der unbekümmerten Anzettelung eines Konzils als „Heilmittel der Barmherzigkeit“ und in seiner „kreativen Nachfolge“ (100) erkannt.

UNO-Generalsekretär *Dag Hammarskjöld* (1905-1961), von dessen politischem Werk ich gerne mehr erfahren hätte, wird aufgrund des „Geistlichen Tagebuches“ in den Fußstapfen des Mystikers Johannes vom Kreuz gezeichnet mit seinem Spitzensatz: „Dem Vergangenen: Dank, dem Kommenden: Ja!“ (138). Schließlich kommt der evangelische Theologe *Dietrich Bonhoeffer* (1906-1945) mit seiner „Teilnahme am Leiden Gottes in der Welt“ (168) zur Sprache.

Bei der spannenden Lektüre dieses Buches ist mir unweigerlich der Band „Sternstunden der Menschheit“ von Stefan Zweig († 1942) vor Augen getreten. Nur geht es hier um die Suche des Glaubens und besonders um die Begegnung konkreter Menschen mit dem geheimnisvollen Gott. Wer immer Gott sucht, weiß, dass bereits in der Suche Gott gefunden werden kann. Dass das sprachlich sehr elaborierte und spirituell tiefe Buch innerhalb kurzer Zeit in zweiter Auflage erschienen ist, spricht für sich. Es ist allen zu empfehlen, die sich um die Nachfolge Christi bemühen und Interesse haben an geschichtlichen Perspektiven.

Stephan Leimgruber

OEHLER, Frank u. POLENSKI, Hinnerk: *Die Zen-Gebote des Kochens*. Meditationen aus der Sterneküche. München: Kösel 2016. 143 S. Mit zahlreichen farbigen Abb. Gb. 24,99.

Der Stuttgarter Sterne-Koch und sein spiritueller Lehrmeister haben sich zusammen-

gesetzt, um ein Buch zu Zen und Kochen zu verfassen. Es ist sicher kein Kochbuch, denn es enthält gerade einmal zehn Ideen für konkrete Speisen. Auch die sind nicht als herkömmliche Rezepte verfasst, wenn „nämlich alles so ganz genau vorgegeben ist, fehlt beim Nachkochen die wichtigste Zutat: derjenige, der kocht, seine Stimmung, sein Geschmack, seine Umgebung, seine Erfahrungen, sein Wissen, seine Liebe und seine Achtsamkeit, also er oder sie selbst.“ (10) Das Buch ist aber auch keine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Hintergründen des Zen. Es ist etwas viel Besseres: Zwei Freunde teilen ihre Erfahrungen mit der Leserschaft.

Von daher verwundert der alberne Titel. Es werden keine Gebote aufgestellt, sondern Ratschläge ans Herz gelegt. Selbst im nochmals als „Die Zen-Gebote des Kochens“ bezeichneten Beitrag (11) korrigiert Oehler direkt, er spreche „einfach von den Zen-Zutaten für Küche und Leben.“ (ebd.)

Es geht in diesem Buch um Achtsamkeit und Bewusstsein, um Wertschätzung seiner selbst, der Schöpfung und des Umgangs mit ihr. Der Koch und der Zen-Meister wechseln sich immer wieder ab in ihren kurzen, meditationsartigen Beiträgen, die den Blick für die Fülle der Wirklichkeit öffnen wollen. Ein roter und ein grüner Faden ziehen sich durch das Buch: die Tomate, an der Oehler seine Erfahrungen verdeutlicht, und der Grüne Tee, der Polenski immer wieder als Anschauungsbeispiel dient. Die beiden treten fast in einen Dialog miteinander, ergänzen sich jedenfalls und runden einander ab – wie Zutaten eines guten Gerichts. Denn beide verstehen natürlich ein wenig was vom Spezialgebiet des anderen, wollen aber gerade dieses Expertentum überwinden, um zu einem umfassenden Blick – und Lebensgenuss – zu gelangen.

Sie tun es in fünf Kapiteln, die grob den Weg zeichnen, den Oehler mit seinen Zen-

Erfahrungen gemacht hat. Biografisch beginnt das Buch (13-32), stellt dann die Bedeutung des Essens heraus, dem mit Aufmerksamkeit und Respekt begegnet werden sollte (vgl. 33-64); denn selbst „Reste“ sind nicht einfach Abfall, sondern weiterhin wertvolle Lebensmittel. So werden „aus den verschmähten Lebensmitteln köstliche Dinge gezaubert.“ (57) Beispiele finden sich direkt im Anschluss. Das dritte Kapitel „Tu es einfach“ (65-107) ist wohl das Zentrum, und der Titel ist doppelt zu deuten: als Ermunterung, den Weg des bewussten Kochens zu versuchen, und als Anregung, dabei auf Schnickschnack und Kokolores zu verzichten, sondern stattdessen die zugrunde liegenden Zutaten in ihrer ganzen Geschmacksfülle und Zubereitungsvielfalt zu verkosten. Folgerichtig befasst sich das vierte Kapitel mit Qualität und Sorgfalt (109-121).

Im letzten Kapitel – „Zen und Verantwortung“ (123-142) – kommt Oehler noch einmal zu den Anfängen seines Zen-Weges zurück. Die ersten Erfahrungen hat er in Leadership-Seminaren gemacht, die ihn zu einem besseren Verantwortungsträger machen sollten, von ihm und den anderen Teilnehmern („Professoren, Wirtschaftsgrößen, Chefredakteure“: 70) zunächst zur Selbstoptimierung und Effizienzsteigerung gedacht. Die Technik des Zazen, das Oehler in seiner lebendig-derben Sprache als „Mein Hirn hat erstmal Pause“ (ebd.) umschreibt, führt aber zu Besserem – Wertschätzung und damit Gelassenheit. Und auf das Arbeitsleben bezogen: „es tut den Mitarbeitern gut, wenn kein Stresskasper herumläuft mit knallroten Augen und Bluthochdruck, sondern ein Chef, der um die Ecke kommt und lacht – und seinen Köchen ein Lachen schenkt. Dann ist allen geholfen.“ (129) Ein Rat, der das Buch für so mache Küche empfehlenswert macht, seien es die „Küchen“ der „Professoren, Wirtschaftsgrößen, Chefredakteure“.

Dominik Matuschek

LADENTHIN, Volker: *Zweifeln, nicht verzweifeln! Warum wir Religion brauchen*. Würzburg: Echter 2016. 176 S. Kt. 14,90.

Der Autor legt ein echtes Vademecum vor. Er nimmt den Leser mit in ein Abenteuer des Denkens, das ohne Religion nicht auskommen kann und will. Die Weite der Themen und der Gesprächspartner seines Denkens sind enorm und werden mit leichter Hand vorgeführt. Sie reichen von Äschylus bis zu Friedrich Engels und seinen Nachfolgern im „Philosophischen Wörterbuch“ von Georg Klaus und Manfred Buhr (Leipzig 1964-1987).

Nach der Einführung in die Fragestellung („Rat und Rätsel“: 9-10) spricht Ladenthin im zweiten Kapitel unter der Überschrift „als ob“ von einer grundlegenden Spannung des menschlichen Lebens: Obwohl wir wissen, dass unser Leben ein Ende hat, verhalten wir uns, als würden wir ewig leben. Aus dieser Beobachtung schließt er, dass jeder Mensch in gewisser Weise religiös ist. Dies erreicht Ladenthin dadurch, dass er Religion definiert als „die Frage, [...] wie es nach unserem Tod weitergeht mit der Welt“ (22).

Im dritten Kapitel „Gibt es Vollkommenes?“ (24-35) geht Ladenthin vom dauernden Verbesserungsbedarf des Menschen aus. Bemerkenswert ist die knappe Unterscheidung zwischen der Vorstellung eines Vollkommenen und dem „Abbild des Vollkommenen, eine[r] Utopie oder gar ‚best practice‘“ (27). Dem stellt Ladenthin die Anstrengung des Menschen gegenüber, das Bessere zu erreichen, obwohl er sich auch mit dem Bestehenden zufrieden geben könnte. Dieses unbedingt Bessere unterscheidet er von der Utopie, der Projektion menschlicher Wünsche in die Zukunft: „dass das angeblich so Utopische erstens so weit vorausgedacht nicht war [...]. Und dass es daher zweitens [...] so wünschenswert auch nicht wäre“ (27 f.). Also geht Ladenthin da-

von aus, dass der Mensch unfähig ist, das Vollkommene zu denken und gleichwohl diesen Versuch unternehmen muss. Dies erläutert er am Beispiel Augustins, dessen „Bekenntnisse“ er Theodor W. Adorno, Karl Marx und Friedrich Engels kontrastierend gegenüberstellt. Sie zeigen, „dass ein Grundgedanke der Religion in allen Menschen wohnt: das Motiv, nach dem besseren Leben zu suchen.“ (33 f.).

In Auseinandersetzung mit Märchen und einem Gedicht von Goethe stellt Ladenthin im folgenden Kap. fest, dass Religion uns versichert, „dass es einen Sinn gibt“ (53). Deswegen verbietet es sich, einen Sinn festzulegen. Somit ist Religion sinngebend, aber zugleich sinnkritisch und schafft einen Freiraum für Zweifel, menschliche lebenslange Entwicklung und Bildung. Gegen die Vernunft kann Religion nicht ausgespielt werden, weil diese auf ihre Art begrenzt ist, muss sie doch darauf vertrauen, dass sie in sich vernünftig ist.

Aus diesen grundsätzlichen Überlegungen ergeben sich konkrete Anwendungen: Religion muss sich in die Politik einmischen und sie – vor dem Hintergrund unserer Endlichkeit als Menschen – korrigieren. Religion braucht Institutionalisierung. Die Konfessionen sind, wie schon Kant bemerkte, ein notwendiges Vehikel von Religion; sie ermöglichen erst Bildung. Und: Jede Wissenschaft sollte sich als Theologie verstehen, weil keine Forschung ohne Transzendenz auskomme. Für diese Auffassung findet Ladenthin sogar überraschende Belege im „Philosophischen Wörterbuch“ von Klaus und Buhr aus der DDR.

In den beiden letzten Kapiteln arbeitet Volker Ladenthin überzeugend heraus, dass Religion sich *immer* ereignet: im Erzählen und im Handeln. Religion ist ästhetisches Ereignis und durchbricht die Alternativlosigkeit der scheinbaren Notwendigkeit.

Joachim Fischer

EBERTZ, Michel N. u. SEGLER, Lucia: *Orden und Säkularisierung*. Ergebnisse aus Befragungen von Mendikanten in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Berlin: Lit 2015. 213 S. (Kultur und Religion in Europa. 10.) Kt. 24,90.

Gelegentlich kann man die Klage darüber hören, dass die Orden heutzutage „verweltlicht“ sind. Gemeint ist damit meist, dass Regeln flexibler geworden sind oder das Ordensgewand nicht immer getragen wird. Wie steht es wirklich um die Verweltlichung oder Säkularisierung der Orden? Dieser Frage ging ein Forschungsprojekt unter der Leitung von Michael N. Ebertz und Lucia Segler nach. Untersucht wird das Weltverständnis der männlichen Mendikantenorden des deutschen Sprachraumes. Die Befragung siedelt sich innerhalb eines größeren Projektes zur „Glaubensvermittlung in gesellschaftlichen und religiösen Transformationsprozessen“ an und wurde 2013 gestartet.

Nun sind die Ergebnisse in der vorliegenden Publikation der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Umfrage bestand aus leitfadengestützten Einzel- und Gruppeninterviews, einer standardisierten Befragung von mehr als 1000 Brüdern und nachfolgenden Tiefeninterviews von Einzelnen oder in der Gruppe. Die Rücklaufquote lag bei 28,1 Prozent und wurde angesichts der Alterssituation der Orden als gut beurteilt.

Die Befragung berührt viele Lebensbereiche der Ordensmänner und gewinnt nicht nur Einblick in deren Weltverständnis, sondern macht insgesamt Herausforderungen heutigen Ordenslebens deutlich. In einem ersten Teil wird geklärt, was die Studie unter dem schillernden Wort „Säkularisierung“ verstanden haben will, nämlich den Bedeutungsschwund von Religion und Religionen, das Verschwinden der Unterscheidung von Transzendenz und Immanenz überhaupt. Von dieser Säkularisierung im engeren Sinn

werden die Ebenen der „Entkirchlichung“ und „Entchristlichung“ unterschieden (vgl. 21). Das Maß der Säkularisierung bestimmt sich daran, inwiefern der Glaube an eine transzendente Wirklichkeit das Zusammenleben orientiert oder von säkularen Weltansichten überlagert, durchdrungen oder verdrängt wird (vgl. 23). Hier kommt die Untersuchung zum – nicht ganz überraschenden – Schluss, dass die befragten Ordensgemeinschaften nach innen hin keineswegs „säkularisiert“ sind, sondern dass die religiöse Lebens- und Weltdeutung weiterhin eine zentrale Rolle spielt, auch wenn es kritische Einstellungen der Kirche gegenüber gibt.

Die „Theozentrik des Gemeinschaftslebens“ ist ungebrochen und zeigt sich im Gebet, der gemeinsamen Suche nach Gott und der stark betonten Gütergemeinschaft. „Sie ist anders, aber nicht gelöscht, sie sucht neue Ausdrucks- und Gestaltungsformen, ist aber nicht bedeutungslos, sie erkennt Säkularisierungsprozesse in ihrem Kontext an und lässt sie im Binnenbereich zu, ohne die religiöse Orientierung preiszugeben“ (42). Andere Stichworte als Säkularisierung erweisen sich für eine Beschreibung der Situation der Orden als ergiebiger, nämlich *Pluralisierung* und *Individualisierung*, verbunden mit dem Wunsch vieler nach einer (größeren) *Profilierung*. Die Autoren der Studie stellen zudem fest, dass die befragten Orden eher „verkirchlicht“ sind – in dem Sinn, dass ihre Sozialstruktur religiös, christlich und kirchlich formatiert ist und sie durch Verträge in die Organisationsstrukturen der Diözesen stark eingebunden sind (205). Das Letztere wird von vielen Mitgliedern als „Kreativitätshindernis“ bewertet und kann auch den Verlust von Möglichkeiten, auf die Gestalt der Welt einzuwirken, bedeuten (206).

Die Untersuchung filtert eine „mendikanische Welt-Konsensformel“ heraus: „kein Rückzug aus der Welt, die Gottes Schöpfung

ist“ (119). Innerhalb dessen gibt es ein plures Spektrum von Weltauffassungen unter den Mendikanten. Ob nun die Welt eher als (positiv oder negativ besetztes) *Gegenüber* gesehen wird oder als *Totalität*, von der das Kloster ein Teil ist, differiert zwischen Generationen und Orden. Die Studie entdeckt auch die „eigene kleine Welt“ des Individuums (113), die manchmal zum Aufbau von Neben-, Hinter- oder Unterwelten führt, um die Spannung zur sozialen Kontrolle in der Gemeinschaft abzubauen.

Als aufschlussreich erweist sich die Lektüre über verschiedene „Muster der Reduktion von Dissonanzen“, die sich durch die unterschiedlichen Auffassungen zwischen den Brüdern oder auch durch innere Konflikte von Ideal und eigener Wirklichkeit ergeben. Dazu gehören u. a. die Umdeutung, die Abwertung anderer, die Ab- oder Aufwertung der eigenen Person oder das Nutzen von Nebenwelten (vgl. 126). Dabei scheint „die Sorge um sich selbst hohe Legitimität zu besitzen“ (128). Dieser Befund deckt sich mit einem anderen, dass nämlich die große Herausforderung der Orden (wohl nicht nur der befragten) darin besteht, die Ich-Wir-Balance in guter Weise zu leben (vgl. 193).

Im Blick auf das „Entwicklungsprofil“ wurde in vielen Fragen eine große Zufriedenheit mit dem Status quo festgestellt (Beharrungstendenz), doch gibt es auch starke und dominante Kräfte der Bewegung, z. B. bei Effizienz und Effektivität des Wirtschaftens, bei der Transparenz von Entscheidungen, beim Wunsch nach pastoralen Orten jenseits von Pfarreien sowie beim Wunsch nach mehr Austausch über Glaubensfragen. Gerade der Wunsch nach Glaubensgesprächen macht sichtbar, dass der Glaube heute „sozialer (kommunikativer) Rückversicherungen und Bestätigungen“ bedarf, „die im Kontext einer sozialstrukturellen Säkularisierung, einer kulturellen Pluralisierung und einer Privati-

sierung der religiösen Verbindlichkeit nach neuen Formen suchen“ (194). Ordensleute finden sich heute in ihrer Weltdeutung gesellschaftlich in der Minderheit vor und wünschen sich daher ihren eigenen Orden als „Stützgemeinschaft“ (195).

Bemerkenswert großen Raum nimmt beim Blick auf die Wertebindung die Frage nach dem Habit ein (154-172), denn – so die Autoren – das „Habit-Thema scheint in Bezug auf das Thema der ‚Säkularisierung‘ faszinierend“, weil sich an ihm „Reaktionsweisen auf strukturelle Säkularisierungsprozesse abbilden“ (172 f.). Die Studie mündet schlussendlich in den Satz: „*Nicht Säkularisierung, sondern religiöse Profilierung* – möglicherweise als Reaktion auf geahnte und erlebte Säkularisierungsrisiken – gerät [...] in den thematischen Aufmerksamkeitsfokus der Befragten und ihrer Gestaltungsoptionen“ (213).

Als Theologin kann ich die soziologische Qualität des Projektes nicht beurteilen. Die Frage stellt sich, ob nicht manche Aussagen der Items in sich interpretationsbedürftig sind (z. B. 108: Welche Vorstellung verbindet jemand mit einem „Krebsgeschwür“?). Aus Sicht der Ordensfrau erweist sich die Studie – auch wenn die vielen Tabellen und die transkribierten Interviews die Lektüre zeitweise mühsam machen – dennoch als sehr ergiebig, eben nicht nur für das Thema der Säkularisierung oder befürchteten „Verweltlichung“ der Orden. Dabei sind vor allem die Themen der Ich-Wir-Balance, der (religiösen) Profilierung, des Umgangs mit Pluralität, der Existenz der persönlichen „kleinen Welt“ mit ihren Nischen und des Bestands einer Lebensform wie der Orden in einer weitgehend tatsächlich säkularisierten Gesellschaft zu nennen. Erstaunlich ist, dass der globale Aspekt von „Welt“ zwar kurz erwähnt wird (78), aber dann faktisch kaum mehr eine Rolle spielt, außer in der Diskussion des Umgangs mit den digitalen Medien.

Dabei wäre es doch interessant gewesen, zu untersuchen, wie sich die Ordensmänner angesichts wachsender Globalität und deren positiven wie negativen Auswirkungen positionieren.

Man kann fragen, ob die Studie bei anders gearteten Orden oder bei Frauengemeinschaften ganz abweichend ausgefallen wäre. Wahrscheinlich nicht wesentlich, in Nuancen vielleicht schon, z. B. dass bei den Frauenorden vermutlich die soziale Kontrolle höher ist oder bei vielen Klerikerkongregationen das Tragen der Ordenskleidung keine so prominente Rolle spielt. Dass Ordensgemeinschaften das „Wir“ betonen und damit gegen den Mainstream der Gesellschaft, der zugunsten des „Ich“ ausschlägt, stehen, ist nach Ansicht der Autoren der Studie einer der Hauptgründe für ihre „Dauerkrise“. So müssen die Orden „dem ‚Ich‘ Raum geben, ohne das ‚Wir‘ zu gefährden, worauf die Einzelperson angewiesen ist, und das ‚Wir‘ schützen, ohne das ‚Ich‘ zu blockieren und zu verletzen, auf das das ‚Wir‘ nicht verzichten kann“ (193). Das ist treffend gesagt – und große Kunst zu leben, die nicht immer gelingt! Wer sich der Mühe der Lektüre unterzieht, bekommt jedenfalls eine Menge Stoff zum Nachdenken. *Anneliese Herzig MSsR*

DIENBERG, Thomas: *Leiten*. Von der Kunst des Dienens. Würzburg: Echter 2016. 86 S. (Franziskanische Akzente. 9.) Gb. 8,90.

Seit 2014 erscheint im Echter-Verlag die Buchreihe „Franziskanische Akzente“. Autorinnen und Autoren wollen zeigen, „wie Leben heute gelingen kann“, wobei sie im Blick auf die Fragen der Gegenwart Wert auf typisch franziskanische Akzente legen. Band 9 steht unter dem Titel „Leiten. Von der Kunst des Dienens“. Autor Thomas Dienberg schöpft aus langjähriger persönlicher Erfahrung auf Grund seiner Tätigkeit als

Rektor der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster sowie in der Leitung der deutschen Kapuzinerprovinz.

Nach einer kurzen Einführung verweist das Buch in konzentrierter Form auf biblische Grundlagen. Mose ist wohl die eindrucksvollste Gestalt aus dem Alten Testament, an der deutlich wird, was Leiten und Führen bedeuten.

Im Neuen Testament zeigt uns Jesus selbst, was Leiten heißt: ein Dienst an der Gemeinschaft. Besonders im Bericht von der Fußwaschung im Johannes-Evangelium wird die unmittelbare Verknüpfung von Leiten und Dienen deutlich.

Im dritten Kap. werden zunächst Gestalten aus der christlichen Spiritualitätsgeschichte vorgestellt, die auf ihre ganz persönliche Art und Weise ihre Gemeinschaften geführt haben: von den Wüstenvätern über Augustinus, Benedikt von Nursia, die Frauen von Helfta und Teresa von Ávila bis zu Ignatius von Loyola. Es ist spannend zu sehen, wie jeder und jede von diesen großen Heiligen den Akzent wieder ein bisschen anders setzt, auch wenn das Grundanliegen, Menschen bzw. Gemeinschaften auf ihrem Weg zu Gott zu führen, das gleiche bleibt.

Der Hauptteil des Buches widmet sich dem franziskanischen Leitungsverständnis, wobei der Autor von einem Bild für die franziskanische Spiritualität ausgeht, dem „Franziskanischen Rad“. „In der Mitte steht das Evangelium. Das ist es, was Franziskus zeit seines Lebens wollte: die Verwirklichung des Evangeliums.“ (21 f.) Die Entfaltung eines Lebens nach dem Evangelium zeigt sich dann in den acht „Speichen“, die wie Strahlen von der Mitte, dem Evangelium, ausgehen. Diese acht „Speichen“, nämlich Brüderlichkeit, Armut, Mindersein, Kirche, Schöpfung, Frieden, Mission, Itineranz („auf dem Weg sein“), werden in der Folge ausführlich beschrieben, ihre Bedeutung für das Leiten und Führen wird aus franziskanischer Perspek-

tive erklärt. An einigen Stellen wird dies sehr konkret: „Wer Menschen nicht liebt, wird keine wirksame Führungskraft werden können“ (29) oder: „Die Schwester und den Bruder an ihrem Ort, in ihrem Zimmer aufsuchen, keine E-Mail im Hause verschicken, sondern das Gespräch von Angesicht zu Angesicht zu suchen, das erscheint eine der wichtigsten Aufgaben von Führung heute zu sein.“ (53)

Der Autor stellt noch zwei weitere große Gestalten aus der franziskanischen Geschichte vor: Klara und Bonaventura. Während die Heilige das Leitungsamt vor allem in seiner spirituellen Dimension wahrnimmt, ist es das große Verdienst Bonaventuras, dass er die Missstände, die sich im Orden eingeschlichen haben („die Faulheit der Brüder; ihr planloses Herumziehen; ihr unverschämtes Betteln, wobei sich die Leute vor ihnen schon wie vor Räubern in Acht nehmen“: 64), deutlich benennt und Wege aufzeigt, um sich wieder mit der Quelle, dem Evangelium, verbinden zu können. Im Schlusskapitel werden 25 Leitsätze angeführt, in denen franziskanisches Leiten nochmals kurz zusammengefasst wird. Jeder einzelne von ihnen ist eine tiefere Betrachtung wert.

Beim Lesen würde man sich mehr konkrete Beispiele aus der Leitungspraxis des Autors wünschen; sie wären sicher interessant und hilfreich für alle, die mit Leitungsaufgaben betraut sind. So aber bleiben häufig die – sicher sehr wertvollen – Anregungen in allgemeinen Aufforderungen stecken; über die konkrete Umsetzung erfährt man aber wenig. Doch insgesamt bietet das Buch auf knapp 80 Seiten eine Menge von wichtigen Gedanken über die „Kunst des Leitens, das zugleich ein Dienen“ ist, und vermittelt darüber hinaus interessante Einblicke in die franziskanische Spiritualität. Es stellt einen wichtigen Beitrag in der wachsenden Literaturliste über „geistlich inspiriertes Leiten“ dar.

Josef Anton Aigner SJ

Pastoral

Zwischenmenschlich. Beziehungspastoral heute. Hg. v. Manfred BELOK u. Franziska LORETAN-SALADIN. Zürich: TVZ 2016. 228 S. Kt. 29,90.

Dieser von der AG Praktische Theologie Schweiz initiierte Band steht im Horizont der Familiensynoden 2014/2015, ohne aber die schon vorliegenden Exegesen dieses Geschehens und des Apostolischen Schreibens „Amoris laetitia“ (2016) zu wiederholen. Es geht nach Auskunft der Herausgeber vielmehr um eine an seelsorgliche Akteure gerichtete „Wahrnehmungshilfe“ (8): Die erfahrbare Beziehungsvielfalt soll in den Blick kommen; zudem sollen „Perspektiven für einen lebens-, beziehungs- und glaubensförderlichen Umgang“ (9) damit aufgezeigt werden.

Unter dieser Maßgabe entstand ein durchgängig praktisch orientiertes Werk, das dem Bedürfnis nach pastoraler Konkretion entspricht, ohne die theologisch-praktische Reflexion zu vernachlässigen: Nach einer ersten Skizze beziehungs pastoraler Schwerpunkte (*Manfred Belok*), werden zuerst empirische (*Urs Winter-Pfändler*) und literarische (*Christoph Gellner*) Quellen eröffnet. So kommen Erfahrungen mit bestehenden kirchlichen Angeboten wie auch lebensgeschichtliche Daten in der Entwicklung von Ehe und Partnerschaft in den Blick.

Der anschließende dezidiert theologische Block (*Stephanie Klein; Leo Karrer; Salvatore Loiero*) ist einem anthropologisch, ehe- und gnadentheologisch vertieften Sakramentenverständnis gewidmet. Dann geht es um eine reformorientierte Reflexion von Familienbildern, die in der Eucharistie- und Firmkatechese bis dato vorherrschen (*Monika Jakobs*). Ein weiterer Block (*Stephanie Klein; Leo Karrer; Manfred Belok; François-Xavier Amherdt*) zielt auf ein angemessenes Verständnis gefährdeter bzw. gescheiterter Ehen sowie

pastoraler und liturgischer Wege, die sich daraus ergeben. Den Abschluss bildet ein Interview über Liebe und Ehe innerhalb einer altenpflegerischen Institution (*Franziska Loretan-Saladin; Alois Reinhard*).

Dieser Duktus beeindruckt, da er konkrete Erfahrungen mit anthropologischen (familiensoziologischen, paarpsychologischen usw.) und theologischen Begriffen (Gnade; Scheitern; Lebenssakramentalität usw.) verbindet – und zwar in sehr anschaulicher Sprache.

Allerdings fällt auf, dass trotz der eingangs dokumentierten Absicht fast nur Familie, Ehe und quasi-eheliche Beziehungen in den Blick kommen. Die Wahrnehmung und Pastoral gleichgeschlechtlicher, jugendprägender, altersspezifischer Lebenslagen und ihre prekären kulturellen, sozialen und materiellen Bedingungen tauchen nur am Rande auf, genauso die aktuellen Diskurse über Liebe angesichts direkter oder systemischer Gewalt bzw. unter der Herausforderung behinderten Lebens. Was biblische, anthropologische und ethische Grundlagen (Schöpfungstexte; Botschaft Jesu; Schuld; Schuldbearbeitung; Gewissen; Gnade) angeht, böten sich gesonderte Expertisen an. Auch fragt man sich, wie angesichts schmelzender kirchlicher Strukturen und Plausibilität die vorgestellten Angebote künftig zu verorten wären.

Diese deutlichen Einschränkungen tangieren aber die pastoraltheologische Linie und innere Konsistenz des Bandes nicht: Wie ein roter Faden durchziehen die Kriterien einer prozessbezogen begleitenden, dabei realitäts- und kompetenzorientierten, kirchlich getragenen Beziehungspastoral sämtliche Beiträge. Nicht zuletzt betonen sie durchgehend eine christliche Gottesrede und -praxis, die mehr denn je nottut, weil sie Menschen auf ihren Wegen wachsender Liebe annimmt, fördert und ermutigt.

Hanspeter Schmitt O.Carm.

Jenseits der Ironie. Dialoge der Barmherzigkeit. Hg. v. Martin W. RAMB u. Holger ZABOROWSKI. Göttingen: Wallstein 2016. 343 S. Gb. 19,90.

Was ist das für ein Buch? Ein Brevier? Ein Vademecum? Einundvierzig Autorinnen und Autoren, darunter die beiden Herausgeber, äußern sich zum Stichwort Barmherzigkeit: aus verschiedenen Blickwinkeln, mit unterschiedlichen Einstellungen. Und das alles geht auf Papst Franziskus zurück, der für 2015/16 ein Jahr der Barmherzigkeit ausgerufen hat – in einer Zeit, da Barmherzigkeit „ein wenig aus der Mode gekommen“ ist oder sich „schlechte Erinnerungen an eine Barmherzigkeit (verbinden), die ‚von oben‘ kommt“ (11), wie es im Vorwort heißt.

Die Schriftsteller Martin Walser („Barmherzigkeit ist eine Einbahnstraße, aber eine grandiose. Du wirst beschenkt, ohne dass du gefragt wirst, ob du es verdienst, ob du es wert bist“: 14), Patrick Roth oder Arnold Stadler sind darunter. Dessen Beitrag ist „eine mit Bedauern geschriebene Absage“ (34, Anm. 1): „Ein empathiefreier Raum, was den Mainstream betrifft, ist das Programm der TV-Glotzen, weithin empathiefrei, wie man heute lieber sagt, statt ‚unbarmherzig‘, da sich der Mensch scheut, so alte, eindeutige Worte wie Barmherzigkeit zu verwenden.“ (35)

Aus dieser Zunft kommen auch Ulla Hahn, Ilma Rakusa oder Herbert Meier zu Wort. Philosophinnen und Philosophen (Babette Babich, Alfred Denker, Martin Gak, Annette Hilt, Ekaterina Polkakova, Clara-Elisabeth Vasseur), Theologinnen und Theologen (Petra Bahr, Thomas Brose, Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, Arnd Küppers, Thomas Menges, Doris Nauer, Gerd Neuhäus, Eckhard Nordhofen, Martin W. Ramb, Holger Zaborowski), Religionswissenschaftler (Bruno Galasek, Milad Karimi, Ulrike-Rebekka Nieten), ein Jurist (Michael

Pawlik) und andere Wissenschaftler (Markus Hilgert, Jochen Hörisch, Hermann Jung) sind darunter, auch ein Psychiater (Hermes Andreas Kick), eine Ordensfrau (Maria Basina Kloos FBMVA), die Freiberuflerin Beate Glinski-Krause, die Filmemacherin Brigitte Maria Mayer oder Künstler und Kunstschaffende (Volker Schlecht, Karl Willems, Barbara von Wulffen), ein Pädagoge (Peter Daniell Porsche), der Unternehmensberater und Bestsellerautor Asfa-Wossen Asserate, Cap Anamur-Gründer Rupert Neudeck mit seinem allerletzten Text, die Staatsministerin und Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien, Monika Grütters, sowie der Publizist Alfred Grosser.

Letzterer, Deutsch-Franzose des Jahrgangs 1925 (der jüngste Autor ist der 1979 geborene Islamwissenschaftler Milad Karimi), bietet eine „Kritik der Barmherzigkeit“ (96-102), die eine Auflistung von Begegnungen zwischen Glaube und atheistischem Humanismus geworden ist. Monika Grütters wiederum fragt, wie Barmherzigkeit und politische Kultur zusammengehen und bemüht dafür den Wirtschaftsnobelpreisträger James Buchanan, der den Begriff „Samariterdilemma“ (vgl. 127) geprägt hat.

Man kommt dem Wort und was es meint(e) nicht aus, auch wenn, wie Petra Bahr, die frühere Kulturbeauftragte des Rates der EKD und jetzige Abteilungsleiterin bei der Adenauerstiftung, schreibt, „Barmherzigkeit und Mitleid [...] keine gute Presse“ (72) hätten und der „Wohlfahrtsstaat“ heute abgelöst habe, was man einmal Barmherzigkeit nannte: „Kämpfen wir für die Grundsicherung, dann brauchen wir nicht zurück zur Kultur der Barmherzigkeit“ (72), zitiert sie dazu einen Artikel aus einer Tageszeitung. Es geht auch einfach, wie im titelgebenden Schlussbeitrag von Herausgeber Holger Zaborowski zu lesen ist: „Ein kurzer Gruß kann, wenn er wirklich ernst und nicht ironisch gemeint ist, ein Werk der Barmherzigkeit sein.“ (324)

Alles in allem: So unzeitgemäß scheint die Tugend der Barmherzigkeit nicht zu sein – wie die Autorinnen und Autoren aus Literatur, Kunst, Gesellschaft, Wissenschaft, Wirtschaft, Religion und Politik zeigen. Das ein-

gängige Gleichnis vom barmherzigen Samariter erweist sich auf den ersten Blick als einleuchtend, bei der Frage des konkreten Handelns in den verschiedensten Lebensbereichen wird es brenzlig. *Andreas R. Batlogg SJ*

Lyrik

STEINHERR, Ludwig: *Alpenüberquerung*. Gedichte. München: Allitera 2016. 198 S. (Lyrikedition 2000.) Gb. 19,90.

Neunzehn deutschsprachige und zwei ins Englische übersetzte Gedichtbände hat der in München lebende Lyriker Ludwig Steinherr seit 1985 veröffentlicht. War in seinen Gedichten die Kunst und ihr Erleben ein Hauptgegenstand weit ausholender Reflexionen und Beschreibungen, so steht nun in seiner neuen, bisher umfangreichsten Sammlung von Gedichten „Alpenüberquerung“ sein persönliches, vielfach im Umfeld seiner Familie gespiegeltes Leben im Vordergrund. Liebe zum Menschen und der Kreatur sprechen aus seinen Versen und geben ihnen im Verhältnis zur Welt ein ganz besonderes Flair. Realität vermischt sich mit Fantasie, „Amor“ begleitet sie, eingehüllt in den Mantel der Intimität.

So im Gedicht „The Temple, London“, das der Hochzeitsreise des Autors gewidmet ist: „Vor einem blühenden Fliederbusch / knipste ich ein Foto von dir - // Du hättest ebenso gut nackt sein können ...“. Und in einem anderen, weit in die Kindheit zurückschauenden: „Ich war vier Jahre alt, / als meine Mutter mich sachlich einweihte / in die Eleusinischen Mysterien der Erwachsenen“.

Doch mehr als nur lyrische Bekundungen persönlicher Existenz und Erlebnisse sind die Gedichte aus Sprache gezimmerte Behälter des Ungewöhnlichen, ja Unglaublichen, gefüllt mit der Fantasie des Autors. Der Leser

staunt immer aufs Neue über die Konnexionen der vorgeführten Gedanken und Geschehnisse, in denen sich Realität mit erstaunlich Fantastischem vermischt und im Leser Möglichkeiten freisetzt, im Untergrund seiner Existenz eigene Denk- und Anschauungswelten zu entdecken.

Die Vielfalt der nebeneinander gestellten Verse ist frappierend. Da steht ein Poem mit dem Titel „Der Verrückte in der U-Bahn“ neben einer Hommage an den russischen Dichter Joseph Brodsky, überschrieben: „Die Stille im Gedicht“. Ein Abschnitt, „Blaue Feder“ betitelt, ist Steinherrns Mutter und ihrem Sterben gewidmet. Menschliche Nähe durchleuchtet die Verse. „Der erste Abend danach“ beschreibt die Kälte des Alleinseins. In den Versen „Seit Du tot bist“ versucht die Erinnerung die Vergangenheit zurückzurufen.

Was Steinherrns Gedichten schon immer eigen war: die Intensität der Gegenwart im emotionalen Licht der Vergangenheit fantasie reich sichtbar werden zu lassen, ist in dieser Sammlung abermals gesteigert. Da kommen geschichtliche Anklänge zu Wort wie etwa der „Münchener Odeonsplatz“ am „2. August 1914“, doch geht dann der Kriegsbeginn in einem gewaltigen „Stecknadelhaufen“ unter. Oder die „Zehn Minuten Weltfrieden“ am „Ostersonntag 1930“, als die „BBC“ statt Nachrichten „Musik spielt“: „Das himmlische Symphonieorchester setzt ein – Und alle sind verzaubert“. Erfindung wird zur Realität, die den Leser zur Fortsetzung eigener Gedanken und Fantasien anregt.

„Poesie ist Nachricht“ – dieser im literarischen Umfeld der Gegenwart immer wieder geäußerte Slogan trifft in besonderem Maße auf Steinherrns Dichten zu. Denn seine poetischen Äußerungen entspringen sowohl seinem grenzenlosen Vorstellungsvolumen wie seinem Sprachfundus und vermengen sich zu immer neuen Ausdrucks- und Ge-

dankenbildern, welche die Welt dem Leser in unvorhergesehenen Umrissen vorführen und neue Bewußtseinsvarianten eröffnen. Im Umkreis heutiger Poesie nehmen Steinherrns Gedichte in ihrer Sprache und Pointilität eine absolut besondere, so kultivierte wie überraschende Stellung ein.

Walter Neumann

ZU DIESEM HEFT

Die Wahl des neuen US-Präsidenten hat ein politisches Erdbeben ausgelöst. Der Politikwissenschaftler THOMAS J. REESE, „senior analyst“ beim „National Catholic Reporter“ und ehemaliger Chefredakteur der Jesuitenzeitschrift „America“, durchleuchtet die Wählerströme und fragt, was der Sieg von Donald Trump bedeutet.

Auf das ökumenische Institut „Al Mowafaqua“ in Rabat im Königreich Marokko macht die Theologin KATJA NIKLES aufmerksam: ein Versuchslabor interkulturellen und interreligiösen Lernens.

Synodale Verantwortung, wie sie Papst Franziskus vor Augen steht, ist eine aktuelle Herausforderung für die Kirche. PETER KLASVOGT, Direktor des Sozialinstituts Kommende Dortmund sowie der Katholischen Akademie Schwerte, fragt, wo „burning people“ für eine Kirche zu suchen und zu finden sind, die nicht nur auf liturgische und theologische, sondern auf gesellschaftliche Relevanz setzt.

Sigmund Freud diagnostizierte verschiedene narzistische Kränkungen des Menschen. Die modernen Biowissenschaften sind im Fahrwasser von Charles Darwin oder Richard Dawkins eine weitere Herausforderung: Was ist der Mensch? Wohin entwickelt er sich? Der Physiker ARMIN GRUNDWALD, Professor für Technikphilosophie und -ethik an der Universität Karlsruhe, untersucht den Wandel verschiedener Menschenbilder.

Zwischen Teheran und München: OTTO BETZ, emeritierter Professor für Erziehungswissenschaft und Pädagogik an der Universität Hamburg, erinnert an den persischen Schriftsteller und Lyriker Cyrus Atabay, einen Wanderer zwischen Orient und Okzident – mit Wahlheimat München.